

Wilhelm Schwendemann/Sven Howoldt

Man bräuchte eine Meßlatte fürs Glück

Schüleräußerungen und eine Reflexion der Denkvoraussetzungen in der Ethik Peter Singers

»Der Tod ist besser als ein Weiterleben mit starken Gehirnschäden.« (Petra, 17 J.)

»Behinderte und Sterbende verschwenden heute viel Geld!« (Bernd, 19 J.)

»Behinderte können die Ideale unserer Gesellschaft niemals verwirklichen!« (Jürgen, 20 J.)

»Die Menschen, denen es gut geht, wollen nicht mit dem Elend anderer konfrontiert werden.« (Stefan, 19 J.)

»Die Ethik Singers kann als Folge des Materialismus unserer Zeit betrachtet werden; es fehlt unserer Gesellschaft an moralischen Werten, die solche Fragen klären helfen.« (Björn, 20 J.)

»Die neue Generation hat Angst um ihre Existenz...; bevor aber die Alten durch humane Methoden beseitigt werden, kommen die geistig sowie körperlich Behinderten, da sie nur Geld und viel Arbeit kosten und der neuen Generation nur im Wege stehen, in den humanen Schlachthof, zur Rettung der Erde, unterstützt von Staat und Justiz. (Silke, 18 J.)

»Es trifft einen selbst nicht!« (Uwe, 17 J.)

»Singer kommt gut an, weil man heutzutage sich Gedanken darüber macht, wie man bei einer totalen Überbevölkerung noch 1. Arbeit, 2. Wohnung und 3. das Leben überhaupt noch finden kann.« (Michael, 19 J.)

»Behinderte haben vielleicht auch noch Freude am Leben!« (Oliver, 16 J.)

»Der Arzt soll den Sterbenden von seiner Qual erlösen, wenn die Angehörigen darum bitten, denn es ist besonders für Angehörige schwer, wenn sie ein Familienmitglied so leiden sehen.« (Ingo, 17 J.)

»Viele reden von Überbevölkerung und davon, daß die Erde nicht alle ernähren kann. Unter diesem Aspekt sehen sie den Singer. Aber das stimmt doch so gar nicht. Es ist doch nur ein Verteilungsproblem und Schuld daran sind doch nur unsere Systeme...« (Patrick, 17 J.).

Utilitarismus statt christlichem Wertesystem

Die Äußerungen geben einen beispielhaften Ausschnitt von Schülermeinungen zu diesem Thema wieder. Dabei fällt auf, daß immer wieder der finanzielle Bereich, wie Geld und hohe Kosten, wachsender Konkurrenzdruck und Leistungsanforderungen, dazu die scheinbar nicht mehr zu bewältigende Überbevölkerung auf der einen Seite, und die Erlösung bzw. Linderung von Schmerzen und Leid auf der anderen Seite als »Schein«-Argumente genannt werden. Die Schüler haben also zum einen gesamtgesellschaftliche, zum anderen individuelle Problemstellungen im Blick. Inwieweit diese erschöpfend reflektiert sind, läßt sich nicht eruieren; aber es scheint sich die derzeitige Diskussion unter den Schülern zwischen diesen beiden Polen der Argumentation zu bewegen. Besonders fällt dabei die Äußerung auf, man solle den Angehörigen doch den Anblick des Leides ersparen. Ob es sich nicht eher nur um die *eigene* Angst handelt und das *eigene* Unvermögen, mit dem Leiden und Sterben des anderen umzugehen?

Man sollte aus den vorliegenden Beispielen nicht den falschen Schluß ziehen, die aus den Äußerungen deutlich werdenden Einstellungen wären für die Jugendlichen dieser Altersgruppe repräsentativ. Die Aussagen der Schüler sind situationsbedingt und erlauben u. E. keine allgemein gültigen Schlüsse. Aber dennoch erscheinen uns einige Beobachtungen bemerkenswert, die wir so nicht erwartet hätten.

Man hätte zunächst vermutet, daß sich allgemein die Tendenz zu einer »Nützlichkeitsethik« durchsetzt; demgegenüber waren die Aussagen aber differenziert. Nicht zu bestätigen schien sich ein Zusammenhang zwischen den Aussagen und einem von der Soziologie her begründeten gesamtgesellschaftlichen Einstellungshorizont der Schüler zwischen 15 bis 25 Jahren. In neueren Untersuchungen wird hier eine Basismotivation der Erlebnisorientierung angenommen, bei der der Sinn des Lebens durch die Qualität subjektiver Prozesse definiert ist.¹ Man will ein schönes, interessantes, angenehmes, faszinierendes Leben – Kennzeichen einer Gesellschaft, die ihre Situation durch den »Überfluß« interpretiert. In diese Einstellung scheint ja Singer nur zu gut hineinzupassen; der gesunde, schöne und voll intakte Mensch, der allein ja angeblich vermag, ein faszinierendes Leben selbständig zu führen. Was vermag ein Behinderter dem an Lebensqualität entgegensetzen?

Aber was auf den ersten Blick scheinbar so gut differenziert zu sein scheint, erweist sich beim näheren Hinsehen als Trugschluß. Gerade in einem so scheinbar weit gestreuten Meinungsfeld läßt sich u. E. kein klares Bild ethischer Konzeption erkennen. Liegt nicht gerade durch ein divergierendes Meinungsbild der Verdacht nahe, daß die christlichen Wertvorstellungen schon längst relativiert und dabei ganz auf die individuelle Ebene verschoben worden sind?

Die populäre Form eines Utilitarismus ist der Relativismus; er ist die individuelle Reaktion auf das Fehlen eines einheitlichen christlichen Weltbildes, das es versteht, Probleme in einen Gesamthorizont christlicher Werte und Maßstäbe einzuordnen. Mit dem Verlust dieses Systems verkommt unserer Meinung nach jedes Unterfangen, auftretende Probleme vom christlichen Standpunkt aus zu lösen, zur Flickschusterei. In solch einem Kontext

nimmt es nicht Wunder, daß das Angebot eines so klaren und geschlossenen Wertesystems, wie das Singers, besonders attraktiv wirkt. Man kann dies an den Schüleräußerungen gut nachlesen. Was auf den ersten Blick nicht auffällt, ist die Tatsache, daß hinter allem letztlich nur solche Werte stehen, die subjektiv begründbar sind, wie Nutzen, Glück, Freude usw. Die inhaltliche Bedeutung dieser Werte ist allgemein nicht näher bestimmbar, da es sich um rein individuelle Kategorien handelt; diese scheinbar so klaren Wertvorstellungen verkommen dabei zu Worthülsen, in die alles hineinpaßt, sogar so unchristliche Ansätze wie die eines Peter Singer.

Fazit: die scheinbar so kritische Auseinandersetzung in der heutigen Debatte um Singer, daß nämlich der Singersche Ansatz seines Utilitarismus von verschiedenen Perspektiven her hinterfragt und druchleuchtet wird, läßt sich so u. E. nicht bestätigen. Im Gegenteil. In der scheinbar so kritisch geführten Diskussion ist bereits das Fundament gelegt, auf dem sich eine »Ethik« des Singer gut entfalten kann.

Abkehr vom jüdisch-christlichen Erbe

Peter Singers »Praktische Ethik« ist 1984 bei Reclam in deutscher Übersetzung veröffentlicht worden. Ethische Sachverhalte sind für Singer erst dann relevant, wenn sie es für »jede denkende Person« sind.² Einerseits will Singer die BEdingung ethischen Handelns in seiner Relevanz für »jedermann« bedenken, andererseits behauptet er, den Fachphilosophen fehle gerade die Fachkompetenz als ethisches Kriterium.³ Singer stellt natürlich, wie es sich für einen Ethik-Entwurf gehört, die Grundsatzzfrage »Was ist Ethik?«

Für Singer ist Ethik zuerst einmal eine »Auffassung«⁴ von richtig oder falsch, indem er

logische Kategorien der analytischen Philosophie, das heißt der Sprachlogik, übernimmt. Natürlich übernimmt er damit zugleich, auch wenn er das nicht zugibt, den sogenannten Wahrheitsverlauf dieser Kategorien. Erfolglos, wenn man das Vorwort seiner »Praktischen Ethik« durchforscht, bleibt demgemäß auch die Suche nach gemeinschaftlichen Fragestellungen, etwa: Wie kann Leben, auch persönliches Leben, gelingen, ohne andere zu benachteiligen oder auf deren Kosten zu leben? Von Singer bekommt man auf diese wesentliche Frage jeder Ethik, auch der traditionellen utilitaristischen, nach der Gerechtigkeit und Gesellschaftsfähigkeit des Menschen nur den Hinweis auf eine allgemeine Interessenabwägung: »Anstelle meiner eigenen Interessen habe ich nun die Interessen aller zu berücksichtigen, die von meiner Entscheidung betroffen sind. Dies erfordert von mir, daß ich alle diese Interessen abwäge und jenen Handlungsverlauf wähle, von dem es am wahrscheinlichsten ist, daß er die Interessen der Betroffenen maximiert. Also muß ich den Handlungsverlauf wählen, der per Saldo für alle Betroffenen die besten Konsequenzen hat.«⁵ Wenn Singer diesen Anspruch verwirklichen wollte, müßte er mit seinem Ethikansatz wirklich in einen offenen Diskurs über irgendwelche Themen mit Betroffenen und im weitesten Sinn Beteiligten eintreten, um nicht reiner Phantasie, was denn nun das eigentliche Interesse sei, bezichtigt zu werden.

Wie lassen sich die Interessen aller und die davon abhängigen Folgen und die daraus resultierenden ethischen Urteile denn überhaupt quantifizieren und eventuell auch hierarchisieren? Abgesehen von den formalen Schwierigkeiten dieser allgemeinen »utilitaristischen« Interessenabwägung ist die Frage in Singers Ethikansatz offen, wie ethisch entschieden werden soll.⁶ Läßt sich ethisches und nützliches Handeln, oder besser gesagt, zweckrationales Handeln so zur Deckung

bringen, daß die Folgen nicht barbarisch sind?

Gerade an dieser brenzligen Stelle der Ethikbegründung und Beschreibung der eigenen Position wendet sich Singer ausdrücklich gegen das ethische Erbe jüdisch-christlicher Tradition, gegen die Ethik, die sich aus der nicht-verfügbaren Gottesebenbildlichkeit ableitet. »Heute sind diese Lehren nicht mehr allgemein anerkannt, aber die moralische Haltung, die sie zur Folge hatten, paßt nur zu gut zu der tief verwurzelten westlichen Überzeugung von der Einzigartigkeit und den besonderen Vorrechten unserer Gattung und lebt deshalb fort.«⁷

Unterstellt wird dabei, daß es eine utilitaristische Interessensanalogie aller Lebewesen zu Schmerz, Lust und Glück gibt (Sanctity of life or quality of life, 129). Auch darin wird von Singer nicht die Bedingung utilitaristischer Annahmen reflektiert, daß in allen Lebenssituationen ein rationaler Diskurs zwischen entgegengesetzten Interessen möglich sei und daß darüber hinaus auch die Folgen - rational angemessen - bedacht werden können. Singers Konzept von Zweck und Mittel paßt deswegen ins technische Kalkül, alles Störende, alles Andersartige, Fremde usw. zu desintegrieren, was bis zur physischen Vernichtung geht: »... denn ich beweihele, daß es irgendwie moralisch signifikante Eigenschaften gibt, die alle Menschen in gleichem Maß besitzen.«⁸ und: »gleiche Interessenerwägung ist ein Minimalprinzip der Gleichheit in dem Sinn, daß es nicht Gleichbehandlung diktiert...«⁹

Wenn Glück rational nicht faßbar ist

Singer bezeichnet seinen Ansatz als *Präferenzutilitarismus*, was heißt, daß ethische Fragen nicht unter der Perspektive christlich-jüdischer Grundbegriffe wie Heiligkeit des Lebens, Gerechtigkeit, Gottesebenbildlichkeit,

Liebe usw. beantwortet werden, sondern allein aus einer vernünftigen Interessenabwägung heraus. Dies meint Singer universell, d. h. die ethischen Sätze müssen – ohne Bindung an jüdisch-christliche Traditionen – für jeden einsichtig sein. Unterstellt wird dabei, daß eine Ethik, die sich als der jüdisch-christlichen Tradition verpflichtet sieht, von vornherein irrational sei. Was in Singers Ethik zählt, ist die Gleichberechtigung aller Interessen. Aber was ist mit den Interessen Dritter, die sich einem rein rationalen Zugang verschließen? Wo ist der Übergang zwischen Rationalität und Willkür?

Singers Ethik beschränkt sich auf das Nachdenken über den »Wert des Lebens« (= Wert des menschlichen Lebens¹⁰), wobei das ganze Leben für Singer keinen Sinn hat, sondern allenfalls das Leben eines einzelnen Menschen.

Sinn und Wert werden von Singer miteinander identifiziert. Für dieses einzelne menschliche Leben bemißt Singer den Sinn dieses Lebens nach dem Kriterium der »Personalität«, wobei diese reduktionistisch und exklusiv als Rationalität und Selbstbewußtsein umschrieben wird: »Auf jeden Fall schlage ich vor, ‚Person‘ in der Bedeutung eines rationalen und selbstbewußten Wesens zu gebrauchen, um seine Elemente der landläufigen Bedeutung von ‚menschliches Wesen‘ zu erfassen, die von ‚Mitglied der Gattung Homo sapiens‘ nicht abgedeckt werden«. ¹¹

Singers taktische Unterscheidung von Person und Gattungswesen beinhaltet – gegen ihre angebliche Objektivität – eine zentrale Wertsetzung: Das Töten einer Person ist moralisch verwerflicher¹² als das Töten eines Gattungswesens. Singer operiert an dieser Stelle dann mit dem Prinzip »Glück« beziehungsweise Glücksvermehrung und Unlustvermeidung, das jedoch nur gesetzt und nicht apriorisch durchdacht ist.

Die Singerschen Begriffe bleiben – wie allgemein in der utilitaristischen Tradition – relativ unbestimmt. Was ist denn überhaupt mit Nutzen, Glück, Lust, Unlust usw. gemeint? Ist mit Lust nur die Stärke der Lust oder ein echtes Qualitätsmerkmal – ein Wertunterschied – gegeben oder welche Lust, körperliche materielle, seelische, kulturelle? Ist Glück als sinnliche Lust, geistige Befriedigung, individuelles Wohlbehagen, soziale und kulturelle Wohlfahrt gemeint? U. E. ist eine logische Operation mit diesem Begriff nahezu unmöglich, weil Glück einen von Mensch zu Mensch, Gesellschaft zu Gesellschaft veränderlichen Inhalt hat, und Glück zum Objekt zu machen, ist Illusion, vom Grund eines Sittengesetzes ganz zu schweigen. Singer will genaue Maße bestimmen, nach denen der Wert oder der Unwert einer Handlungsweise in bezug auf das Wohl des Handelnden und der Gesellschaft, der er angehört, festgelegt werden kann. Antinomisch wird dieses Verfahren, wenn das sittlich Wertvolle der Vernunft zugeordnet wird, die Faktoren, mit denen verfahren wird, jedoch sich auf Lust – oder Unlustgefühle beziehen oder auf einen nicht näher bestimmbareren Nutzen.

Singer kann einen Konflikt zwischen den Interessen verschiedener allein nur mit dem Hinweis auf den größtmöglichen Nutzen lösen, indirekt benötigt er aber dann einen autoritären Maßstab. Das bedeutet, es wird von irgend jemand über das Leben von Behinderten, Kranken, Alten, »Unmündigen« usw. entschieden, ohne übrigens geklärt zu haben, ob denn Krankheit usw. nicht auch von Nutzen sein kann.

Trägerisches Inszenario Singer'scher Begriffe

Die genannten utilitaristischen Kategorien entziehen sich weitgehend rationalen Annäherungen. Wäre Singer konsequent, müßte er

gerade einen Indikatorbegriff wie »Lust« vermeiden, der die logische Konjunktion von Begriffen wie »Rationalität« und »Selbstbewußtsein« sprengt. Aber die Verwendung derartiger Kategorien stellt nicht nur ein logisches Problem, sondern eben auch ein ethisches dar, denn jede Ethik benötigt eine Begrifflichkeit, die universelle Geltung und universelle Folgenabschätzung zuläßt. Wie sollen, um das größtmögliche Glück zu erreichen, Glück und Lust usw. überhaupt quantifiziert werden können? Man bräuchte so etwas wie eine Meßlatte für's Glück. Das zweite Problem ist die mangelnde Einsehbarkeit der Erfahrungswelt anderer, zum Beispiel von Säuglingen. Was weiß ein außenstehender Beobachter wirklich vom »Selbstbewußtsein«, von der »Rationalität« eines neugeborenen Menschen? Exakte neurophysiologische Aussagen und Erkenntnisse sind nicht möglich. Jede Aussage über das, was in einem Neugeborenen vorgeht, bewegt sich immer am Rande zur reinen Phantasie und Spekulation. Auch ist nicht gesagt, ob das größtmögliche Glück eines Menschen überhaupt etwas mit Lust, Unlust usw. zu tun hat.

Ein weiterer Einwand gegen das trügerische Inszenario Singerscher Begrifflichkeit ist die Frage der Entscheidungsfreiheit: Wer kann spekulativ über die Erlebnisse eines anderen befinden, gar beurteilen, und wer kann sich dieses Recht überhaupt anmaßen? Wer legt Interessen fest, wer definiert Werte, wer kann wägen, vergleichen? Sollen wir uns der Diktatur von Philosophen und »Experten« wie einem Singer beugen? Zudem spielen sich u. E. Interessenkonflikte um Glück, Lust usw. nicht auf der ontischen Eben von Leben und Tod ab. Singer möchte u. E. einen archimedischen Punkt zur Bewertung ethischer Probleme außerhalb dieser und außerhalb des Beziehungsgefüges konkreter und lebender Menschen (- der größtmögliche Nutzen aller ist weder konkret noch lebendig) einnehmen, was u. E. einem *more geometrico* der Ethik ent-

spricht, dessen Wirklichkeit doch schon längst ideologieverdächtig ist, übrigens wie jeder Laplace'sche Dämon. Und wenn sich Singer schon in einer dualistischen und spinozistischen Tradition bewegt, dann hätte er zumindest deutlich den begrifflichen Unterschied z. B. zwischen Emotion - Affekt leisten müssen. Zudem hätte er dann u. E. einsehen müssen, daß die Vernunft - als Teil der Seele - zum Gegenpart die Liebe (Liebe in Beziehungen) hat! Vernunft verstehe ich aber hier - im Gegensatz zu Singer - kommunikativ und abwägend, d. h. Vernunft ist nur im Plural denkbar. Geltungsansprüche richten sich nämlich an andere, die gleichen Anspruch auf Geltung ethischer Handlungen verschiedenen Inhalts erheben. Das bedeutet: wenn wir mit einem Begriff wie Vernunft operieren, dann ist bereits vorausgesetzt, daß es einen dialogischen Raum gleichberechtigter Interessen und Verständigung gibt.

In der freien Kommunikation, im freien Diskurs erkennen sich Kommunikationspartner bereits als solche an, bevor überhaupt das erste Wort gefallen ist. Nur in diesem Kommunikationsgeflecht und in der Pluralität der Vernunft ist überhaupt die Angemessenheit einer ethischen Norm denkbar. Jede Prüfung einer Norm außerhalb hätte die Probleme des archimedischen Punktes, die sich nicht - wie es Singer gern hätte - pragmatisch lösen lassen. Die soziale und geschichtliche Angemessenheit von Normen - »ohne Rückbildung an den Geltungsanspruch auf Richtigkeit¹³ und seine Einlösung durch universalisierbare Gründe (also im Sinne verallgemeinerbarer Gegenseitigkeit) wäre prinzipienlos und tendenziell moralisch blind«. Unvereinbar mit den Regeln einer auf Gerechtigkeit hin ausgerichteten Kommunikations- und Verständigungsgemeinschaft ist u. E. Singers Vorstellung der Entscheidungsmacht über Personsein und Nichtpersonsein, weil dabei vernünftige und kommunikative Regeln willkürlich außer Kraft gesetzt werden.

Anmerkungen

- ¹ Schulze, Erlebnisgesellschaft S. 22
² Peter Singer, Praktische Ethik (PE) S. 5 Vorwort
³ 3 PE, S. 6
⁴ PE, S. 18
⁵ PE, S. 24
⁶ vgl. dazu C. Schulte, Radikal Böse. Die Karriere des Bösen von Kant bis Nietzsche, München 1988

- ⁷ PE, S. 108
⁸ PE, S. 30
⁹ PE, S. 35
¹⁰ PE, S. 35
¹¹ PE, S. 106
¹² PE, S. 112
¹³ D. Böhler, Menschenwürde und Menschentötung. Über Diskursethik und utilitaristische Ethik, in: ZEE 35, 191, 174

Literatur

- K. O. Apel: Transformation der Philosophie, 2 Bände, Frankfurt a. M., 1973
 ders.: Sprachpragmatik und Philosophie, FaM., 1976
 T. Bastian (Hrsg.): Denken - Schreiben - Töten, Stuttgart, 1990
 D. Böhler: Menschenwürde und Menschentötung. Über Diskursethik und utilitaristische Ethik, in: ZEE 35, 1991, S. 166-186
 R. Bonfranchi: Ethik und Behinderung, in: Behindertenpädagogik 31, 1992, S. 41-51
 I. Cramer-Ruegenberg: Moralsprache und Moralität, Freiburg i. Br., 1975
 W. K. Frankena: Analytische Ethik. Eine Einführung (hrsg. N. Hoerster, München, 1972)
 J. Habermas: Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, FaM., 1985, 2. Aufl.
 R. M. Hare: The Language of Morals, Oxford, 1952
 K. Hilpert: Wer hat ein Lebensrecht, in: Kat. Bl. 117, 1992, S. 338-348
 O. Höffe: Einführung in die utilitaristische Ethik, München, 1975
 W. Jantzen: Glück - Leiden - Humanität. Eine Kritik der »Praktischen Ethik« Peter Singers, in: Zeitschrift für Heilpädagogik 42, 1991, S. 230-244
 W. Kuhlmann: Reflexive Letztbegründung. Untersuchungen zur Transzendentalpragmatik, Freiburg/München, 1985
 K. Schilling: Unantastbare Menschenwürde - zur Praktischen Ethik von Singer, in: Jugendwohl 71, 1990, S. 13-24
 C. Schulte: Radikal Böse. Die Karriere des Bösen von Kant bis Nietzsche, München, 1988
 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt 1993
 P. Singer: Praktische Ethik (deutsch), Stuttgart 1984
 Ch. L. Stevenson: Ethics and Language, New Haven, 1960
 Th. Stroh: Sanctity or quality of life? Zum Stand der wissenschaftlichen Debatte um Peter Singers Ansatz, in: Glaube und Lernen 6, 1991, S. 31-34